

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Der Geliebten letzter Wunsch.

Novelle von Emil Blau.

(Fortsetzung.)

„Gewiß, mein Kind“, erwiderte die Mutter; „Du hast mir ja fast nie Anlaß zum Zürnen gegeben; aber Du, Adolph, der Du mir immer feindlich entgegentrittst, ja, selbst kein Bedenken trägst, die Tochter gegen die eigene Mutter aufzureizen, Du siehst jetzt, wie vollkommen ich in meinem Rechte bin; wenn Du es natürlich auch nie anerkennen wirst! — Hast Du jetzt noch Etwas einzuwenden?“

„Ich füge mich“, entgegnete Ahlfeld wehmüthig, „möge es uns nie gereuen; jedoch stelle ich eine Bedingung, von der mich keine Macht der Erde abbringen wird: Die Hochzeit darf vor einem vollen Jahre nicht gefeiert werden. Das werde ich auch in meiner Antwort dem Herrn Sturm sofort erklären.“

„Also richtig ebenso wie bei der ersten Verlobung! O ich begreife Deine Bosheit! — Adolph, reize mich nicht und stehe von dieser lächerlichen Bedingung ab!“

Aber diesmal blieb Ahlfeld unerschütterlich fest und so mußte es dabei sein Bewenden haben. Schon nach acht Tagen fand dessen ungeachtet die Verlobung statt.

2.

Drei Monate waren verflossen, jedoch nicht ohne für lange Zeit traurige Erinnerungen im Ahlfeld'schen Hause zurückzulassen.

Eines schönen Tages hatte man auf der Börse die Anwesenheit des Herrn Hollmann vermißt, was unter den obwaltenden Umständen nicht wenig Kopfschütteln und Besorgniß erregte. Auch in seiner Wohnung wurde er nicht gefunden und bald stellte es sich heraus, daß derselbe mit Zurücklassung bedeutender Schulden und Verpflichtungen bei Nacht und Nebel entflohen war. Die ärmeren Beschädigten schrien Zeter und Mordio über ihn, während die großen Kaufleute, obgleich auch sie fast alle an den Verlusten theilhaftig waren, bei Besprechung des Ereignisses eine überlegen lächelnde Miene annahmen, und es wahrhaft unbegreiflich fanden, daß nicht Zeter das, wie sie, vorausgesehen, und seine Maßregeln darnach genommen hätte.

Am stärksten natürlich wurde in der Stadt die Ahlfeld'sche Familie dadurch berührt. Zwar ertrug Hollmanns Braut, Marie, diese sie vorzüglich betreffende Nachricht nicht allein mit bewundernswerther Ruhe, sondern schien sogar an Fröhlichkeit

und guter Laune dadurch nur zu gewinnen; um so empfindlicher jedoch traf das Ereigniß ihre Mutter und erschütterte deren bisherigen Glauben an die eigene Unfehlbarkeit bedeutend. Dazu hatte Frau Ahlfeld nicht einmal die Herzenserleichterung, sich darüber recht ordentlich aussprechen, sich energisch vertheidigen zu dürfen. Ihren Kindern gegenüber hielt sie das viel zu sehr unter ihrer mütterlichen Würde und in Bezug auf den Gatten fühlte sie sich diesmal denn doch selbst zu unsicher, um mit der gewöhnlichen vermeintlichen Ueberlegenheit auftreten zu können. Einmal hatte sie es versucht, demselben die Sache in milderem Licht und sich als das unschuldige Opfer der Verhältnisse darzustellen; aber nach einer langen Rede ihrerseits, die sie selbst für sehr gelungen anerkennen mußte und von welcher sie sich deshalb die besten Erfolge versprach, antwortete ihr Gatte ungemein trocken und scharf:

„Ich habe Dich, Rosalie, in dieser Angelegenheit vollständig aussprechen lassen, jetzt höre auch meine Antwort und präge sie in Dein Gedächtniß, weil ich später durchaus von der ganzen Sache nichts mehr hören will. Trotz aller Deiner Worte bist Du allein Schuld, daß Marie jetzt Braut ohne Bräutigam ist, daß wir in der Stadt gewissermaßen blamirt dastehen, und auch durch Deinen saubern Herrn Hollmann wenigstens 6000 Thaler verlieren; denn so sehr ich mich auch zurückhielt, konnte ich meinem zukünftigen Schwiegersohn unmöglich allen Credit verweigern, das hätte doch sofort seinen Bankrott herbeigeführt. Glücklicherweise hat Marie die Bewerbung desselben nur um Deinetwillen angenommen, so daß sie dadurch gerade nicht unglücklich wird. Hättest Du jedoch Deinen Eigenwillen nicht rücksichtslos durchgesetzt, so wäre sie längst Sturm's glückliche Frau und Bertha hätte später immer leicht eine passendere Partie machen können. — Aber ich selbst bin am meisten Schuld! Ja, Rosalie! — Du siehst mich verwundert an und doch ist es die volle Wahrheit. Ich nämlich bin zu schwach gewesen, habe des lieben Hausfriedens wegen Dir viel zu sehr den Willen gelassen; das war ein großer Fehler von mir, der sich jetzt hart bestraft und dessen Grenzen wir in Hinsicht Bertha's noch nicht ermessen können. Aber — es soll nicht wiedergeschehen, das versichere ich Dir fest. Die Folgen meiner Fügigkeit gegen Dich, die das Theuerste auf Erden, das Glück unserer Kinder zu vernichten drohen, haben meine Friedensliebe — so stark sie war — überwunden. Fortan werde ich mein Recht zu wahren wissen.“

Mit grenzenloser Ueberraschung hatte seine Gattin diese Worte angehört, deren fester, keinen Widerspruch gestattender Ton ihr völlig neu und desto empfindlicher war; aber so leicht wollte sie sich denn doch nicht ergeben, sie hatte zu lange das Regiment des Hauses geführt, um ohne Kampf demselben entsagen zu können. Sie sprang jetzt erregt vom Sopha empor und erwiderte mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit:

„So, Adolph, das also ist Dein Plan! Nun so höre auch meine Entgegnung“

„Verschone mich gefälligst damit, Rosalie“, unterbrach sie der Gatte kalt, „es bleibt dabei; auch will ich, wie gesagt, ein für alle Male von der Angelegenheit nichts mehr hören. Ich habe jetzt genug zu thun, um die verlorenen 6000 Thaler wieder zu erwerben.“ Damit ging er zur Thüre hinaus und ließ die tief Bestürzte ruhig stehen.

„Unerbört! Un glaublich!“ seufzte Frau Ahlfeld niedergeschlagen und warf sich ungestüm auf das Sopha. O, ich arme, wahrhaft unglückliche, mißhandelte, von der ganzen Welt verkannte Frau!

Sie überließ sich jetzt ihren Betrachtungen, die allerdings nicht besonders angenehme waren. Die Nachricht von dem Verluste der 6000 Thaler, welche sie jetzt erst erhalten hatte, ärgerte sie ungemein und ließ in ihrem Herzen ein gewisses Gefühl von Reue entstehen, das demselben sonst ganz fremd gewesen war. Dazu kam, daß auch die Verlobung ihrer jüngsten Tochter mit dem Kaufmann Sturm bisher keine glückverheißenden Aussichten eröffnet hatte. Wohl war der Bräutigam sehr zuvorkommend und liebevoll gegen die junge schöne Braut, aber Bertha's Benehmen erschien desto unerklärlicher. Sie zeigte sich weder launisch noch unfreundlich, jedoch so gleichgiltig gegen ihren Verlobten, daß es allgemeine Verwunderung erregte. Auch gestattete sie ihm nicht eine der Freiheiten, welche unter Verlobten gewöhnlich sind; sowie er sie berührte, ergriff sie ein sichtliches Zittern und der Ausdruck ihrer Gesichtszüge wurde ein so leidender, daß Sturm dadurch außer Fassung kam und es bald nicht mehr wagte, seine Gefühle zu verrathen. Vergebens stellte Frau Ahlfeld ihrer Tochter in scharfen Ermahnungen das Sonderbare und Befremdende ihres Betragens vor, es half nichts und die sonst so gehorsame Tochter antwortete auf alle Vorwürfe nur: „Liebe Mutter, ich vermag beim besten Willen nicht anders zu sein.“ Auch die Zeit, welche sonst manchen Widerspruch besänftigt, ließ eine Veränderung nicht hoffen, denn Bertha blieb sich beständig gleich.

Nach einiger Zeit traf ein Geschäftsfreund, der reiche Banquier Freidank aus Königsberg, in der Stadt ein und fand wie gewöhnlich im Ahlfeld'schen Hause die herzlichste Aufnahme, da beide Kaufleute Jugendfreunde waren, und der Hausherr sich dem Gaste gegenüber, welcher ihn einst in kritischer Zeit durch ein bedeutendes Darlehen aus drohender Calamität gerettet hatte, zu großer Dankbarkeit verpflichtet glaubte. Im Laufe der Unterhaltung, die im Beisein der ganzen Familie stattfand, erfuhr Herr Freidank, daß Ahlfeld's Buchhalter so krank war, daß dessen Genesung nicht sobald zu erwarten

stand, und sein Freund sich daher nach einem Erbsahmanne umsehe, biefer aber noch keinen ihm zusagenden gefunden hatte. Der Gast schien von dieser Nachricht überrascht zu sein, überlegte und sagte dann:

„Weißt Du, Adolph, mir ist plötzlich ein Gedanke eingefallen. Was weinst Du, wenn ich Dir meinen Hugo zum Buchhalter gebe?“

„Willst Du Dich denn selbst dessen berauben?“

„Gern nicht, und auch meine Frau wird wohl etwas böse deshalb auf mich sein, denn wir lieben den Jungen, welcher ja unser einziges Kind ist, von ganzem Herzen. Aber ich sehe ein, daß es nur zu seinem Besten wäre, wenn er für einige Zeit wieder einmal in andere Verhältnisse käme. Natürlich ziehst Du ihm kein Gehalt; das versteht sich von selbst.“

Ahlfeld, dem es nach seinem Verluste gar nicht mißfiel, einen zuverlässigen Buchhalter, dessen Verhältnisse nicht einmal das Anerbieten eines Gehalts gestatteten, zu erhalten, antwortete fröhlich: „Nun ich bin dazu bereit; aber wenn ich kein Gehalt zahle, muß er wenigstens vollständig bei uns wohnen und essen. Nicht wahr, Rosalie?“

„Ohne jede Frage — Sie können glauben“, entgegnete die Hausfrau, „daß Ihr Herr Sohn wie unsere eigenen Kinder behandelt werden wird.“

„Davon bin ich fest überzeugt, beste Frau Ahlfeld, ebenso daß er sich bei Ihnen sehr gut gefallen wird. Doch ich muß Dir, Adolph, reinen Wein einschenken, damit Du weißt, was Du in Hinsicht auf ihn zu erwarten hast.“

Es war immer ein prächtiger, offener, fröhlicher Junge, der unser sonst so stilles Haus schon zu beleben wußte, und so blieb er auch, bis er zu seiner kaufmännischen Ausbildung auf mehrere Jahre nach Berlin ging. Was ihm dort zugestossen ist, wissen wir nicht, da Hugo es uns trotz allen Bitten nie eingestehen wollte; es kann jedoch nur etwas Außerordentliches gewesen sein, denn er erkrankte infolgedessen sehr gefährlich, so daß meine Frau hinreisen und ihn pflegen mußte. Als er dann später zu uns zurückkehrte, war er ein ganz anderer Mensch und ungeachtet seiner 28 Jahre ernst, schwermüthig, ja, beinahe tiefsinnig geworden. Du kannst Dir unsern Kummer vorstellen — doch hofften wir von der Zeit und dem Verweilen bei den Eltern das Beste. Aber er blieb sich leider immer gleich und so ist er auch heute noch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zustände in Frankreich.

(Schluß.)

„Der General Wimpffen schlug nun einen andern Ton an und sagte: „Ich glaube, daß es selbst vom politischen Standpunkte in Ihrem Interesse ist, die ehrenvolle Capitulation zu verwilligen, auf welche die Armee, die ich zu commandiren die Ehre habe, ein Recht hat. Sie werden ohne Zweifel bald Frieden schließen: mehr als jede andere ist die französische

Nation ritterlich und großmüthig (?), folglich ist sie auch empfänglich für die Großmuth, die man ihr gewährt, und dankbar für die Rücksichten, die man ihr erweist. Wenn Sie uns Bedingungen gewähren, die dem Selbstgeföhle der Armee schmeicheln, so wird sich die Nation ebenfalls dadurch geschmeichelt fühlen; der Schmerz der Niederlage wird in den Augen des Volkes dadurch gemildert werden; ein unter solchen Auspicien abgeschlossener Friede wird dauerhaft sein, Ihre großmüthige Handlungsweise wird die Rückkehr der freundschaftlichen Beziehungen ermöglichen, die zwischen zwei großen Nachbarvölkern bestehen müssen. Wenn Sie aber bei Ihren strengen Maßregeln uns gegenüber beharren, so werden Sie Haß und Rache im Herzen unserer Soldaten wachrufen; die Eigenliebe des ganzen Volkes wird sich tief verletzt fühlen, alle durch den Fortschritt und die Civilisation eingeschlaferten schlechten Instincte werden wieder erwachen und Sie riskiren, zwischen Frankreich und Deutschland einen endlosen Krieg zu entzünden." Hierauf ergriff Graf Bismark das Wort und sagte: „Ihre Argumente, General, die für den ersten Augenblick ernsthaft erscheinen, halten im Grunde doch die Discussion nicht aus. Man darf im Allgemeinen wenig an Dankbarkeit, im Besondern aber niemals an die Dankbarkeit eines Volkes glauben; man kann auf die Dankbarkeit eines Monarchen, allenfalls auch auf die Dankbarkeit seiner Familie rechnen und sich in manchen Fällen sogar unbedingt darauf verlassen; aber, ich wiederhole es, von der Dankbarkeit einer ganzen Nation ist niemals etwas zu erwarten. Wenn das französische Volk ein Volk wäre wie alle anderen Völker, wenn es, wie das übrige seitre Institutionen und den Cultus dieser Institutionen hätte, wenn es einen Monarchen hätte, der auf dem Throne dauernd installiert wäre, so dürften wir auf die Dankbarkeit des Kaisers und seines Sohnes zählen und Werth darauf legen; seit achtzig Jahren aber haben die Regierungen in Frankreich wenig gedauert, sie haben schnell gewechselt, man kann in Ihrem Lande auf nichts zählen; wollte man auf die Freundschaft eines französischen Monarchen große Hoffnungen setzen, so würde man eine tolle Handlung begehen und geradezu in die Luft bauen. Es wäre übrigens Wahnsinn, sich einzubilden, daß Frankreich uns unsere Erfolge verzeihen könnte; Sie sind ein erregbares, mißgünstiges, neidisches und übertrieben hochmüthiges Volk. Seit zweihundert Jahren hat Frankreich dreißig Mal den Krieg an Preußen . . . (sich verbessernd) . . . an Deutschland erklärt. Auch dieses Mal, wie immer, haben Sie uns den Krieg aus Eifersucht erklärt, weil Sie uns unseren Sieg bei Sadowa nicht verzeihen konnten, und doch hatte Ihnen Sadowa nichts gekostet und hatte Ihren Ruhm in nichts geschmälert; aber ein Sieg erschien Ihnen wie ein Gut, das Ihnen ausschließlich vorbehalten sei, der Waffenruhm galt Ihnen für ein Monopol, Sie konnten nicht ein Volk neben sich vertragen, das eben so stark ist wie Sie; Sie konnten uns Sadowa nicht vergeben, wo weder Ihr Ruhm noch Ihre Interessen im Spiele waren — und Sie sollten uns jetzt Sedan verzeihen? Niemals! Wenn wir jetzt Frieden schließen,

würden Sie in fünf oder zehn Jahren, sobald Sie nur irgend könnten, den Krieg wieder anfangen: das wäre die ganze Dankbarkeit, die wir von der französischen Nation zu erwarten hätten!!! Wir, im Gegense zu Ihnen, sind ein ruhiges Volk, das keine Eroberungsgelüste hat, das gern in Frieden zu leben wünschte, wenn es nicht ewig durch Ihre Eroberungsläunen aufgeregert und angestachelt würde. Es ist aber nun aus damit; Frankreich muß für seinen Hochmuth, für seinen aggressiven und herrschsüchtigen Character gezüchtigt werden; wir wollen endlich Ruhe haben und die Ruhe unserer Kinder sicher stellen. Dazu bedürfen wir gegen Frankreich eines Walles, wir müssen ein Territorium, Festungen und Grenzen haben, die uns auf immer vor den französischen Angriffen schützen." Der General Wimpffen antwortete dem Grafen Bismark: „Excellenz irrt sich in Ihrem Urtheile über die französische Nation. Sie beurtheilen sie nach den Versen einzelner ihrer Dichter oder nach den Artikeln verschiedener Journale. Heutzutage sind die Franzosen ganz geändert; Dank dem Wohlstande unter dem Kaiserreiche haben sich die Geister der Speculation, den Geschäften, den Künsten zugewendet; ein Jeder sucht die Summe seines Wohlstandes, seiner Genüsse zu vermehren, er denkt mehr an seine Interessen als an eitlen Ruhm. Man ist in Frankreich ganz bereit, die Brüderlichkeit zwischen den Völkern zu proclamiren. Blicken Sie auf England! Was ist aus dem secularen Hasse zwischen Frankreich und England geworden? Die Engländer sind heute unsere besten Freunde. Mit Deutschland wird es ebenso werden, wenn Sie sich großmüthig zeigen, wenn nicht allzu strenge Forderungen die erloschenen Leidenschaften wieder anfachen." Hier nahm Bismark wieder das Wort und sagte mit dem Tone des Zweifels: „Ich halte Sie an, General. Nein, Frankreich hat sich nicht geändert, denn es hat den Krieg gewollt und um seiner populären Ruhmes-Manie zu schmeicheln, hat uns der Kaiser Napoleon III. in einem dynastischen Interesse herausgefordert. Wir wissen recht wohl, daß der vernünftige und gesunde Theil Frankreichs nicht zum Kriege trieb; nichts destoweniger hat er ihn doch gern angenommen; wir wissen ebenfalls, daß es nicht die Armee war, die uns am feindlichsten gesinnt war; aber der Theil Frankreichs, der zum Kriege trieb, ist gerade derjenige, der die Regierungen ein- und absetzt. Der niedere Pöbel ist es bei Ihnen, auch die Journalisten sind es, und die gerade wollen wir bestrafen; dazu aber müssen wir nach Paris gehen. Wer weiß, was geschehen wird? Vielleicht bildet sich bei Ihnen eine jener Regierungen, die nichts respectirt, die nach ihrem Sinne Geseze macht, die eine von Ihnen unterzeichnete Capitulation nicht anerkennt, die vielleicht die Offiziere zwingt, ihr uns gegebenes Wort zu brechen —, denn man wird sich ohne Zweifel um jeden Preis vertheidigen wollen. Wir wissen wohl, daß man in Frankreich schnell Soldaten bildet, ein Offiziercorps und namentlich auch ein Unteroffiziercorps läßt sich jedoch nicht so schnell improvisiren. Wir wollen den Frieden, einen dauerhaften Frieden unter den Bedingungen, die

Ihnen bereits mitgeteilt worden sind. Frankreich muß außer Stand gesetzt werden, uns länger zu widerstehen. Das Schicksal der Schlachten hat uns die besten Offiziere der französischen Armee in die Hand gegeben; sie in Freiheit setzen, daß sie wieder gegen uns marschiren könnten, wäre ein Act des Wahnsinns, es hieße den Krieg verlängern; das Interesse unserer Völker lehnt sich dagegen auf. Nein, General, welche Theilnahme ihre Lage auch einflößen mag, wie schmeichelhaft unsere Meinung über Ihre Armee auch sein mag, können wir doch Ihrem Wunsche um eine Milderung der Ihnen gestellten Bedingungen keine Rechnung tragen.“ „Wohlan,“ entgegnete General Wimpffen, „es ist mir meinerseits ebenso unmöglich, eine solche Capitulation zu unterzeichnen. Wir werden die Schlacht von Neuem beginnen.“ Nun ergriff General Castelnau das Wort und sprach mit zögernder Stimme: „Ich glaube den Augenblick gekommen, mich des Auftrages des Kaisers Napoleon zu entledigen.“ „Sprechen Sie, General!“ sagte Fürst Bismark. „Der Kaiser“, fuhr General Castelnau fort, „hat mich beauftragt, Seiner Majestät dem Könige von Preußen vorzustellen, daß er ihm seinen Degen bedingungslos übersendet und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben habe, in der Hoffnung, daß der König, von dieser Unterwürfigkeit gerührt, der französischen Armee eine ehrenvollere Capitulation verwilligen werde.“ „Ist das Alles?“ fragte Fürst Bismark. „Ja“, entgegnete General Castelnau. „Welches aber ist der Degen, den der Kaiser Napoleon III. überliefert hat? Ist es der Degen Frankreichs oder sein eigener Degen. Wenn es der Degen Frankreichs ist, könnten die Bedingungen modificirt werden und Ihre Mission hätte einen sehr ernsten Character.“ „Es ist nur der Degen des Kaisers“, antwortete General Castelnau. „In diesem Falle“, fiel General Moltke rasch ein, „ändert dies nichts an den Bedingungen. Der Kaiser wird für seine Person erlangen, was er zu fordern beliebt.“ Bei diesen Worten sagte der General Wimpffen: „So werden wir also die Schlacht wieder aufnehmen.“ „Der Waffenstillstand läuft morgen früh um vier Uhr ab“, entgegnete Graf Moltke, „punkt vier Uhr werde ich das Feuer wieder eröffnen lassen.“

„Wir waren sämmtlich aufgestanden, man hatte schon nach unseren Pferden geschickt. Seit den letzten Worten war keine Silbe mehr gewechselt worden, das Schweigen war eisig. Da ergriff Fürst Bismark das Wort und sagte zum General Wimpffen: „Ja, General, Sie haben tapfere Truppen, ich zweifle nicht, daß sie sich morgen tüchtig schlagen und uns noch großen Schaden zufügen werden; was aber wird das nützen? Sie werden morgen Abend nicht weiter sein, als heute und Sie werden nur das nutzlos vergossene Blut Ihrer und unserer Soldaten auf dem Gewissen haben. Brechen Sie die Conferenz nicht in einem Augenblick des Unmuthes ab; der General Moltke wird Sie hoffentlich überzeugen, daß ein längerer Widerstand von Ihrer Seite Wahnsinn wäre.“ Wir setzten uns sämmtlich wieder nieder

und der General v. Moltke begann folgendermaßen: „Ich versichere Ihnen von Neuem, daß ein Ausfall Ihnen nicht gelingen kann, selbst wenn Ihre Truppen sich in günstigeren Verhältnissen befänden. Denn unbeschadet der großen numerischen Ueberlegenheit unserer Kräfte und unserer Artillerie, nehmen wir Stellungen ein, von denen aus Sedan in wenigen Stunden in Brand geschossen werden kann. Diese Stellungen demoniren alle Ausgänge, durch welche Sie den eisernen Kreis, der Sie umschließt, zu durchbrechen versachen könnten, und sind so stark, daß sie nicht genommen werden können.“ „Oh“, erwiderte der General Wimpffen, „sie sind nicht so stark, als Sie es behaupten.“ „Sie kennen die Topographie von Sedan nicht“, antwortete Graf Moltke; „es ist dies ein treffendes Detail, das Ihre eingebildete und inconsequente Nation kennzeichnet; beim Beginn des Feldzuges haben Sie an Ihre Offiziere Karten von Deutschland vertheilen lassen, ohne daß sie die Mittel hatten, die Geographie ihres eigenen Landes zu studiren, denn sie hatten keine Karten von Frankreich. Ich versichere Ihnen, daß unsere Stellungen nicht nur sehr stark, sondern geradezu uneinnehmbar sind.“ Der General Wimpffen fand hierauf nichts zu antworten; nach einer kurzen Pause sagte er: „Ich nehme das Anerbieten an, das Sie mir beim Beginn der Conferenz gemacht und will einen meiner Offiziere zur Besichtigung Ihrer Stellungen entsenden; nach seiner Rückkehr werde ich meine Entschlüsse fassen.“ „Sie werden Niemanden entsenden“, antwortete Graf Moltke ziemlich trocken, „es ist nicht nöthig; Sie können meinen Worten trauen; übrigens haben Sie nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn es ist Mitternacht, um vier Uhr läuft der Waffenstillstand ab und ich kann Ihnen nicht eine Secunde länger verwilligen.“ „Sie müssen aber doch begreifen“, entgegnete General Wimpffen, „daß ich allein nicht einen solchen Entschluß fassen kann. Ich muß mich mit meinen Collegen berathen und weiß nicht, wo ich sie um diese Stunde in Sedan suchen soll; es wird mir unmöglich sein, Ihnen bis vier Uhr eine Antwort zukommen zu lassen; Sie werden mir also eine Verlängerung des Waffenstillstandes verwilligen müssen.“ Der General verweigerte dies hartnäckig, Fürst Bismark neigte sich aber zu ihm und flüsterete ihm einige Worte in's Ohr, welche mir zu bedeuten schienen, daß der König erst um 9 Uhr kommen werde, und daß man so lange warten müsse. Nach Beendigung dieses leisen Zwiegespräches sagte Graf Moltke dem General Wimpffen, daß er bis neun Uhr warten wolle, daß dies aber die äußerste Grenze sei. Die Conferenz war zu Ende, man discutirte nur noch über einzelne Details. Ich erkannte, daß der General Wimpffen die Capitulation im Principe beschloffen habe, und daß er nur noch mit der Unterschrift zögerte, um den Schein zu retten und um seine Verantwortlichkeit dadurch einigermaßen abzuschwächen, daß er sie mit den übrigen Generälen theilen wollte.“